

*Ingrid Schröder*

„... den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung  
geben“ – die Germanistikprofessorin Agathe Lasch

aus:

Rainer Nicolaysen (Hg.)

Das Hauptgebäude der Universität Hamburg  
als Gedächtnisort

Mit sieben Porträts in der NS-Zeit vertriebener Wissenschaftlerinnen  
und Wissenschaftler

S. 81–111

Hamburg University Press  
Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg  
Carl von Ossietzky

# Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

*Open access* über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

[http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP\\_Nicolaysen\\_Hauptgebäude](http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_Nicolaysen_Hauptgebäude)

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <http://deposit.d-nb.de>

ISBN 978-3-937816-84-5 (Printversion)

© 2011 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg  
Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland

<http://www.ew-gmbh.de>

[Covergestaltung: Benjamin Guzinski, Hamburg]

Abbildung auf dem Cover: UHH/Schell]

Abbildungsnachweis:

Abb. 1            Universität Hamburg

Abb. 2            Wachholtz-Verlag, Neumünster

Gedruckt mit Unterstützung der Universität Hamburg und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung

# Inhalt

Dieter Lenzen	
Vorwort .....	7
Rainer Nicolaysen	
Einleitung .....	9
Eckart Krause	
Der Forschung, der Lehre, der Bildung .....	25
Facetten eines Jubiläums: Hundert Jahre Hauptgebäude der Universität Hamburg	
Birgit Recki	
Eine Philosophie der Freiheit – Ernst Cassirer in Hamburg .....	57
<b>Ingrid Schröder</b>	
<b>„... den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung geben“ – die Germanistikprofessorin Agathe Lasch .....</b>	<b>81</b>
Rainer Donandt	
Erwin Panofsky – Ikonologe und Anwalt der Vernunft .....	113
Karin Reich	
Emil Artin – Mathematiker von Weltruf .....	141
Rainer Nicolaysen	
Konsequent widerstanden – die Juristin Magdalene Schoch .....	171

## Inhalt

Rainer Nicolaysen

Verfechter der Verständigung – der Jurist und Friedensforscher Albrecht

Mendelssohn Bartholdy ..... 199

Heinz Rieter

Eduard Heimann – Sozialökonom und religiöser Sozialist ..... 229

Autorinnen und Autoren ..... 261

Abbildungsnachweis ..... 263

Personenregister ..... 265

# „... den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung geben“ – die Germanistikprofessorin Agathe Lasch

Ingrid Schröder

Als Agathe Lasch zum 1. Januar 1917 am Deutschen Seminar in Hamburg als „Wissenschaftliche Hilfsarbeiterin“ eingestellt wurde, hatten ihre wissenschaftlichen Schriften längst große Anerkennung in der akademischen Öffentlichkeit gefunden. Sie galt als Expertin für Sprachgeschichte, insbesondere des Niederdeutschen, und konnte reiche akademische Lehrerfahrung nachweisen.

Die akademische Tätigkeit in Hamburg war vor allem auf zwei Wörterbuchunternehmungen ausgerichtet, auf das „Hamburgische Wörterbuch“, das im Jahr 2006 vollendet werden konnte, und das bis heute nicht abgeschlossene „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“, das den niederdeutschen Wortschatz vom 13. bis ins 17. Jahrhundert im gesamten Hanseraum dokumentiert. Gemeinsam mit der „Mittelniederdeutschen Grammatik“, die Agathe Lasch 1914 veröffentlichte, bilden diese Wörterbücher zentrale Referenzwerke für eine historische Sprachwissenschaft des Niederdeutschen.

Conrad Borchling, damaliger Professor für deutsche Sprachforschung am Deutschen Seminar, hat es zu Recht als Glücksfall angesehen, dass er mit Agathe Lasch eine in der Sprachgeschichte und in der Stadtsprachenforschung bestens ausgewiesene Wissenschaftlerin gewinnen konnte. Seit ihrer Dissertation zur „Geschichte der Schriftsprache in Berlin“ (1910) beschäftigte sie sich immer wieder mit der sprachlichen Vielfalt in Städten, insbesondere in Berlin und Hamburg. Diese Arbeiten zu den Stadtsprachen sind frühe Zeugnisse einer soziolinguistischen Betrachtungsweise, wie sie sich erst fünfzig Jahre später, seit den 1960er Jahren, vollends etablieren sollte. Zur Sprachgeschichte Hamburgs sind vor allem die „Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg“ (1918) und „Die literari-

sche Entwicklung des Niederdeutschen in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert“ (1926) zu nennen. Im Jahr 1928 erschien schließlich die nach wie vor sehr lesenswerte Monographie „Berlinisch. Eine berlinische Sprachgeschichte“. Das überzeugend Neue an diesen Arbeiten war die Kombination sorgfältigster Quellenerschließung mit einer kultur- und sozialhistorischen Perspektive. Agathe Lasch wurde damit nicht nur zu einer Pionierin der modernen Stadtsprachenforschung, sondern nahm die aktuelle linguistische Diskussion über städtische Mehrsprachigkeit vorweg, indem sie Sprachgeschichte immer auch als sprachliche Kontaktgeschichte interpretierte.

### „... als Frau nicht und als Jüdin schon gar nicht“ – akademische Ausbildung im wilhelminischen Zeitalter

Agathe Lasch wurde am 4. Juli 1879 in Berlin geboren.<sup>1</sup> Ihr schulischer und akademischer Ausbildungsweg ist von den Rahmenbedingungen des preußischen Bildungswesens im ausgehenden 19. Jahrhundert gekennzeichnet, gegen dessen Beschränkungen und Beschränktheiten sich Agathe Lasch nachdrücklich zur Wehr setzte. Nachdem sie die höhere Mädchenschule abgeschlossen hatte, besuchte sie das Lehrerinnenseminar und wurde dort 1898 examiniert. Zunächst plante sie, im Anschluss daran ein Oberlehrerinnenseminar zu absolvieren, um für den Unterricht in höheren Klassen qualifiziert zu sein, entschloss sich dann aber, neben ihrer Lehrerinnentätigkeit das Abitur nachzuholen. Sie erhoffte sich, ein Universitätsstudium in Berlin beginnen zu können, und legte im Jahr 1906 ihre Abiturprüfung extern am Königlichen Kaiserin Augusta-Gymnasium in Charlottenburg ab. Bereits im selben Jahr begann sie, neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin an der Universität Halle zu hospitieren. Der Wunsch, an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zu studieren, scheiterte daran, dass an preußischen Universitäten Frauen erst ab dem Wintersemester 1908/09 regulär zum Studium zugelassen wurden, davor nur nach Vorlage einer ministeriellen Genehmigung und einer Einverständniserklärung der jeweiligen Dozenten an den Veranstaltungen teilnehmen durften. Der Germanist Gustav Roethe, an den sich Agathe Lasch mit einer entsprechenden Bitte gewandt hatte, lehnte das Frauenstudium vehement ab und ließ daher auch Agathe Lasch nicht zu seinen Lehrveranstaltungen zu, sodass sie sich genötigt sah, Berlin zu verlassen.



Abb. 1: Agathe Lasch (1879–1942) in jungen Jahren

Zum Sommersemester 1907 nahm Agathe Lasch ihr Studium an der Universität Heidelberg auf, wo die Immatrikulation von Frauen bereits seit dem Wintersemester 1899/1900 möglich war. Als akademische Lehrer sind insbesondere der Germanist Wilhelm Braune (1850–1926), bei dem Agathe Lasch 1909 promoviert wurde, weiterhin der Sprachwissenschaftler Hermann Osthoff (1847–1909), der Indogermanist Christian Bartholomae (1855–1925) und der Nordist Bernhard Kahle (1861–1910) zu nennen, deren

Lehrveranstaltungen Agathe Lasch besuchte. Im Jahr 1909 reichte sie ihre Dissertation über die „Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“ ein und legte am 7. Juli desselben Jahres ihre mündliche Doktorprüfung in den Fächern Deutsche Philologie, Altfranzösisch und Altnordisch ab. Das Staatsexamen folgte im März 1910 in Karlsruhe.

Trotz der äußerst positiven Aufnahme, die ihre Dissertation in der Fachwelt erfuhr, musste Agathe Lasch feststellen, dass an eine akademische Laufbahn in Deutschland nicht zu denken war, „für mich als Frau nicht und als Jüdin schon gar nicht“, wie Claudine de l’Aigles in ihren Erinnerungen Agathe Lasch zitiert.<sup>2</sup>

„... die Sprachgeschichte aufs engste mit der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte zu verknüpfen“ –  
Forschungen zur Berliner Stadtsprache

Ausgangspunkt für die Forschungstätigkeit Agathe Laschs war das junggrammatische Paradigma, wie sie es während ihres Studiums in Heidelberg kennengelernt hatte. Ziel dieser Forschungsrichtung war die Beschreibung des geschichtlichen Wandels der Sprache, insbesondere auf der Lautebene. Man ging von der Existenz ausnahmsloser Lautgesetze aus, die es ermöglichten, die historischen Zusammenhänge „verwandter“ Sprachen zu erhellen. Ergebnis solcher Untersuchungen war eine Reihe historisch vergleichender Studien mit einer Fülle von Fakten und exakten Rekonstruktionen, auf denen wiederum Grammatiken fußten, wie die von Wilhelm Braune verfassten Grammatiken zum Gotischen (1880) und zum Althochdeutschen (1886).

Auf diesem Fundament historischer Sprachforschung aufbauend, erweiterte Agathe Lasch die junggrammatische Perspektive in ihrer Dissertation um eine kulturwissenschaftliche Komponente, wie sie es selbst rückblickend formulierte: „In dieser ersten Arbeit konnte ich auch sogleich die Neigung zeigen, die meine Gesamtarbeit durchzieht und beherrscht, den sprachlichen Beobachtungen geschichtliche Darstellung zu geben, die Sprachgeschichte aufs engste mit der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte zu verknüpfen.“<sup>3</sup> Auf diese Weise entstand mit der „Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“ eine Unter-

suchung des sprachlichen Varietätenaufkommens in den Berliner landesherrschaftlichen und städtischen Kanzleien, das durch das komplizierte Neben- und Nacheinander von niederdeutschen und hochdeutschen Urkunden in Abhängigkeit von Aussteller, Adressat und Prozess des Sprachwechsels Niederdeutsch-Hochdeutsch geprägt wurde.<sup>4</sup> In einem zweiten Teil umriss Agathe Lasch die „Laut- und Formenlehre der mittelniederdeutschen Schriftsprache in Berlin“ und legte damit einen ersten Grundstein für die später folgende „Mittelniederdeutsche Grammatik“ (1914).

Wilhelm Braune attestierte in seinem Gutachten die hervorragende Qualität der Arbeit: „Das Ganze ist als eine besonders treffliche Leistung zu begrüßen und ragt über die gewöhnlichen Dissertationen um ein merkliches hervor.“<sup>5</sup> Dass die Dissertation große Beachtung und hohe fachliche Anerkennung gefunden hat, belegt auch die Rezension von Edward Schröder, in der er resümiert:

„die Arbeit fusst hier auf umfassender Vorbereitung und zeigt Schritt für Schritt umsichtige Erwägung aller Faktoren und sauberes Detail; das Problem selbst aber erweist sich als ein historisch kompliziertes und überraschend interessantes, der Leser wird durch den absolut sachlichen Vortrag der wohl geordneten Tatsachen unwillkürlich gefesselt“.<sup>6</sup>

Dies bestätigte auch Virgil Moser: „Das umfangreiche Buch [...] zeugt nicht nur von ganz erstaunlichem Fleiss und bewundernswerter Ausdauer, sondern auch von sehr gediegenen Kenntnissen der Verf.“ und gehöre „zum besten, was in den letzten beiden Jahrzehnten zur Geschichte des Nhd. geschrieben worden“ sei.<sup>7</sup>

In ihrem Aufsatz „Die Berliner Volkssprache“ (1911), in dem sie auf populärwissenschaftliche Weise die Merkmale des Berliner Dialekts sprachhistorisch erläuterte,<sup>8</sup> schloss Agathe Lasch einerseits an den Themenbereich ihrer Dissertation an, erweiterte diesen aber um eine gegenwartssprachliche Komponente und nahm so einzelne Aspekte ihrer Monographie „Berlinisch. Eine berlinische Sprachgeschichte“ von 1928 vorweg, in der sie, ebenfalls an ein breites Lesepublikum gerichtet, die Sprachgeschichte Berlins von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert darstellte. Hier ist bereits die These formuliert, die in den 1960er Jahren William Labov zum Ausgangspunkt seiner berühmten Studie „The Social Stratification of English in

New York“ (1966) machte und die den Beginn der modernen Soziolinguistik respektive der Variationslinguistik markierte, dass eine Stadtsprache „nicht, wie man immer wieder lesen kann, ein regelloses Gemisch in verwahrloster Form“ sei.<sup>9</sup> Gemeinsam ist den Ansätzen von Lasch und Labov, dass die Stadt als linguistischer Untersuchungsraum erschlossen wird und sprachliche Änderungen als Indikatoren sozialen Wandels angesehen werden. Ein Unterschied besteht jedoch darin, dass die scheinbaren Unregelmäßigkeiten von Lasch nicht (wie später von Labov) synchron als sprachliche Differenzen einzelner sozialer Schichten erklärt wurden, sondern diachron als Ergebnis historischer Sprachkontakt- und -wandelprozesse, die gleichzeitig in einzelnen Bevölkerungsgruppen sozial verortet werden. Dies war das zentrale Anliegen Agathe Laschs, das sie in der Einleitung deutlich in Abgrenzung von solchen sprachlichen Urteilen formulierte, die das Berlinische als „ein buntes, lautgesetzlich nicht zu durchdringendes Gemisch“ ansehen, als „eine Form, die geschichtlich nicht gefaßt werden könne“.<sup>10</sup>

Hierin liegt zugleich deutliche Kritik an einem allzu engen junggrammatischen Ansatz, der jeglichen sprachlichen Wandel einzig durch Lautgesetze erklärt, ohne historische und somit soziale Faktoren in Anschlag zu bringen. Agathe Lasch setzt dem entgegen:

„Denn wer eine Sprachform in ihrem Werden erkennt, wird ihre Berechtigung verstehen. Eine wissenschaftlich aufgebaute Betrachtung wird daher zunächst darangehen müssen, gegenüber den eben gekennzeichneten verworrenen Auffassungen, das Berlinische sprachhistorisch herzuleiten, das Werden der Sprachform zu untersuchen. Und es wird sich dann seine geschichtliche Bedingtheit zeigen, das Zusammenwirken historischer, sozialer, psychischer Kräfte, die an seiner Ausbildung teilhaben, zugleich auch, daß es lautgeschichtlich nicht etwa ein grobes Gemisch, sondern durchaus klar ist, ja, es ist so gesetzmäßig geworden, daß die lautliche Beobachtung der älteren, reineren Form (die wir zugrunde legen müssen) uns gerade den Schlüssel zu der nicht so einfach wie in den meisten ländlichen Dialekten, aber umso interessanter verlaufenen Geschichte an die Hand gibt.“<sup>11</sup>

In der solcherart aufgebauten Geschichte des Berlinischen konnte Agathe Lasch den spezifischen Charakter der Stadtsprache durch das Zusammen-

spiel von hochdeutschen (obersächsischen) und niederdeutschen (märkischen) Elementen erklären und zusätzliche jiddische, slavische, niederländische, französische und englische Anteile des Wortschatzes beschreiben. Für andere Merkmale wurden gruppenspezifische Sprachformen als Einflussfaktoren herausgestellt wie die Geheimsprache der Fahrenden (vor allem Rotwelsch) oder die Studenten- und Schülersprache, schließlich spezifische berlinische Wortschöpfungen und Wortbildungen.<sup>12</sup> Im Versuch, insbesondere die lexikalischen Erscheinungen auf der Basis einer Kollektivpsychologie der Berliner Stadtbevölkerung einem „Berliner Typ“ mit einem spezifischen Humor zuzuschreiben, klingt freilich auch ein zeitgenössisches stammesideologisches Theorem an, das Lokalstereotypen zu Wesenszügen der Einwohner Berlins verallgemeinert.<sup>13</sup>

„Associate Professor of Teutonic Philology“ –  
Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn am Bryn Mawr College,  
Pennsylvania

Die Chance, an einer Hochschule zu lehren, bot sich durch die Offerte der Direktorin des Frauencolleges Bryn Mawr (Pennsylvania), Martha Carey Thomas, eine Stelle als Associate Teacher anzutreten. Agathe Lasch verließ Europa im September 1910. In Bryn Mawr war sie verantwortlich für die Lehre im Department für Allgemeine Germanische Philologie, ab 1913 in der Position eines „Associate Professor of Teutonic Philology“. Damit hatte sie ein umfangreiches Lehrprogramm zu bewältigen, das Kurse zum Gotischen, Altnordischen, Altsächsischen, Altfriesischen, Mittelhochdeutschen, Mittelniederdeutschen und Neuniederdeutschen sowie zur Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache umfasste. Trotz der hohen Lehrbelastung gelang es Agathe Lasch, 1914 in der von Wilhelm Braune begründeten Reihe „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“ die „Mittelniederdeutsche Grammatik“ zu veröffentlichen, für die sie das Archivmaterial in den knapp bemessenen Sommermonaten in deutschen Bibliotheken zusammengetragen hatte.

Im Jahr 1916 entschloss sich Agathe Lasch, ihren Vertrag am Bryn Mawr College nicht zu verlängern. Sie begründete ihren Schritt mit den kriegsbedingten Ressentiments der USA gegenüber Deutschland: „Die amerikani-

sche Kriegseinstellung, die sich gerade im Osten des Landes geltend machte, veranlaßte mich, nach Deutschland zurückzukehren, auch wenn ich persönlich drüben nur Freundlichkeit empfing.“<sup>14</sup> Bestätigt wird ihre patriotische Einstellung durch das Zeugnis Claudine de l’Aigles, der Agathe Lasch sagte: „Die zwei Abstrakta, die ich mit höchster Leidenschaft liebe, sind: Germanistik und Deutschland.“<sup>15</sup>

„Alle meine Arbeiten, von der ersten an, hatten dem Aufbau der niederdeutschen Philologie gegolten“ –  
Geschichte und Grammatik des Mittelniederdeutschen

Wenn Agathe Lasch 1927 rückblickend schrieb: „Alle meine Arbeiten, von der ersten an, hatten dem Aufbau der niederdeutschen Philologie gegolten“,<sup>16</sup> so dürfte dies insbesondere auf die grammatischen und später auch auf die lexikographischen Untersuchungen zutreffen. Welche Schwierigkeiten allein die Materialerschließung ihrer mittelniederdeutschen Grammatik mit sich brachte, schilderte Lasch im Vorwort zur ersten Auflage:

„Wer heute eine mittelniederdeutsche grammatik zu schreiben unternimmt, sieht sich prinzipiell z.t. vor andere aufgaben gestellt, als die abfassung etwa einer mittelhochdeutschen grammatik fordern würde. Für das hochdeutsche stehen zahlreiche monographien zur verfügung, in denen einzelfragen ausreichend erörtert sind: eine mittelhochdeutsche grammatik kann daher in vielen punkten zusammenfassendes und abschließendes bringen; eine mittelniederdeutsche grammatik hingegen muss vielfach erst einen anfang bieten. Gemessen an der menge der hochdeutschen, ist die zahl der vorarbeiten gering. Sonderuntersuchungen einzelner grammatischer erscheinungen stehen nur in begrenztem umfange zur verfügung. Die für die erkenntnis der mittelniederdeutschen schrift- und volkssprache sehr wichtigen darstellungen einzelner kanzleien, namentlich der bedeutenderen wie Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Dortmund, Soest u.a., während der gesamten periode, ihrer beziehungen zu anderen kanzleien, ihrer entwicklung, ihres personals, sind recht selten, und erst in allerjüngster zeit scheint man ihnen et-

was mehr Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Und nicht sehr gross ist die zahl der dialektbeschreibungen, die die mundart vom mittelalter bis in die gegenwart mit berücksichtigung der zwischenzeit beobachten.“<sup>17</sup>

Dass es Agathe Lasch damit gelungen war, ein Grundlagenwerk zur Erforschung des Mittelniederdeutschen zu verfassen, stellte der Göttinger Germanist Edward Schröder in einem Brief an seinen Schwager Gustav Roethe fest: „Ich kann mich vor der Tatsache nicht verschließen, dass Frl. Agathe Lasch eine Mittelniederdeutsche Grammatik geschrieben hat, die Borchling z.B. nie hätte schreiben können.“<sup>18</sup> Zugleich war dies ein kleiner Seitenhieb auf Roethe, der Agathe Lasch nicht in sein Seminar hatte aufnehmen wollen, dann Conrad Borchlings Berufung nach Hamburg aber maßgeblich unterstützt hatte.

Mit der Darstellung der mittelniederdeutschen Grammatik hatte Agathe Lasch vielfach Neuland betreten. Zum einen war die Beschreibung auf eine systematische theoretische Grundlage zu stellen, zum anderen waren strittige und offene Fragen zu klären wie die verbreitete Ansicht vom fehlenden Umlaut im Mittelniederdeutschen oder von der Entstehung der Vokallängen. Während die Frage der Existenz von Umlauten in der Grammatik souverän und überzeugend beantwortet werden konnte, wurde das zweite grammatische Spezialproblem, die Entwicklung der Langvokale im Mittelniederdeutschen, flankierend zur Grammatik in zwei Aufsätzen behandelt: „Tonlänge‘ Vocale im Mittelniederdeutschen“ (1914) und „Die mittelniederdeutsche Zerdehnung“ (1915). An der These Laschs, dass ehemals kurze Vokale „zerdehnt“ und erst nach diphthongischer Zwischenstufe in weiten Teilen des mittelniederdeutschen Sprachgebiets wieder monophthongiert wurden, entzündete sich eine Kontroverse, die letztlich nicht entschieden werden konnte.<sup>19</sup>

Inhaltlich in enger Verbindung zur „Mittelniederdeutschen Grammatik“, erschien 1925 die Textsammlung „Aus mittelniederdeutschen Stadtbüchern“. Die hier publizierten mittelniederdeutschen Texte sind zugleich relevante Wörterbuchquellen wie auch Grundlagen für eine diatopisch differenzierte historische Stadtsprachenforschung und verweisen somit auf die fruchtbringende Verknüpfung der einzelnen Arbeitsgebiete. In der Sammlung werden Textproben in mittelniederdeutscher Sprache aus zwölf städtischen Kanzleien mitgeteilt und mit historischen, juristischen und vor

allem sprachwissenschaftlichen Kommentaren versehen. Die Wahl von Kanzleitexten wird mit ausdrücklicher Berufung auf Jacob Grimm dadurch begründet, dass dieses Material räumlich und zeitlich bestimmbar ist und daher besonders geeignet zur Ermittlung regionaler Varianten erscheint. Zudem sollte durch die Gegenüberstellung älterer und jüngerer Texte einer Kanzlei die zunehmende Normierung und Entregionalisierung des Mittelniederdeutschen sichtbar gemacht werden, denn „in das Sein wird nur eindringen, wer das Werden kennt. Daher ist die Auswahl der Stücke auf das Werden der Schriftsprache aus den mehr lokalen Formen der älteren Zeit eingestellt.“<sup>20</sup>

Auch in diesem Zusammenhang wies Agathe Lasch auf die Einbettung der Sprachgeschichte in eine allgemeine Geschichte hin:

„Weiter wünschte ich auch durch die [...] Hinweise historischer und juristischer Art, den studierenden Germanisten auf die unlösbare Verbindung der Sprachgeschichte mit der Geschichte zu weisen und die Beschäftigung mit ihr anzuregen. Gerade in einer Zeit von der philologischen Einstellung der unsern halte ich es für wichtig, immer wieder zu betonen, daß die Sprachgeschichte hervorsticht aus der großen Einheit aller historischen Betrachtung, daß sie ein Teil der allgemeinen Menschheitsgeschichte ist, in ihrem Zusammenhang zu verstehen, von den verschwisterten Ausdrucksformen der Geistesgeschichte nicht zu trennen.“<sup>21</sup>

Weiterhin hob Lasch hervor, wie wichtig es ihr war, die Handschriften diplomatisch genau wiederzugeben, nicht nur um die Schreibung genauer anzugeben, als es vor allem in den zur Normalisierung neigenden zeitgenössischen historischen Editionen in der Regel der Fall war, wodurch beispielsweise Hinweise auf umgelautete Formen überdeckt wurden, sondern auch um die Schreiberusancen der einzelnen Kanzleien verdeutlichen zu können und Aufschlüsse über die gesprochene Sprache zu ermöglichen. Damit sind die Grundsätze der variablenlinguistischen Analysen, wie sie seit Mitte der 1980er Jahre ausformuliert wurden, und ebenso die aktuellen Diskussionen um die adäquate Aufbereitung sprachhistorischer Korpora vorweggenommen.

Besonderes Augenmerk galt der überregionalen mittelniederdeutschen Schriftsprache lübischer Prägung, die ihre Bedeutung aus den Bedarfen des

hansischen Handels gewann. In ihrem Aufsatz „Vom Werden und Wesen des Mittelniederdeutschen“ (1925) verfolgte Agathe Lasch deren Entwicklung und beschrieb ihre Bedeutung als den zentralen Gegenstand einer niederdeutschen Philologie, die ihr sprachliches Material aus den Schriften des Rechts, der Verwaltung und des Handels schöpfte. Darin lag auch der Grund, weshalb die an der mittelhochdeutschen Dichtung entwickelten Analysemethoden nicht auf das Mittelniederdeutsche übertragbar waren und somit eine eigene Theoriebildung erforderlich wurde. Dies machte in der Konsequenz die Etablierung einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin notwendig:

„So wird die Betrachtung des Mittelniederdeutschen als Sprache von vornherein aus zeitlichen und inneren Gründen auf ganz andere Bahnen geführt, als sie die hochdeutsche Philologie eingeschlagen hat, ihrer ganzen Geschichte nach einschlagen musste. Die Literatur, dort Grundlage, ist hier mehr Ergänzung des Materials. Die Sprache des Rechts, der Verwaltung, der öffentlichen Betätigung tritt hervor. Die Fragen auf beiden Gebieten weisen also in verschiedene Richtung. Dass dies so lange verkannt ist, dass man bis in die Gegenwart hinein meint, das Niederdeutsche sei Anhängsel der hochdeutschen Philologie, ohne eigene Probleme und eigene Ausdrucksformen, das ist das grosse Hemmnis, das die niederdeutsche Philologie noch zu überwinden hat, ehe sie frei arbeiten kann.“<sup>22</sup>

Zugleich betonte Lasch die Notwendigkeit einer historischen Sprachbetrachtung auf gesicherter Materialgrundlage, indem sie die Arbeitsweise des Sprachhistorikers beschrieb:

„Im Gegensatz zum Mundartenforscher wird er, den überall das Werden anzieht, in der Beobachtung der heutigen Form nur ein Glied einer historischen Reihe sehen, gewiss ein ausserordentlich wertvolles, als Kontrolle niemals zu ersetzendes Glied, aber er wird es auch für die historische Betrachtung nicht überschätzen dürfen, es kann für ihn nie die Warte sein, von der aus der ältere Sprachzustand etwa durch Konstruktion erraten werden kann. Davon müssen ihn schon die prinzipiellen Ergebnisse zurückhalten, die er gewinnt: ein gleiches Endresultat zeigt sich ihm oft aus verschiedenen Ausgangs-

punkten entwickelt, zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Bedingungen auf verschiedene Weise entstanden.“<sup>23</sup>

In dieser Gegenüberstellung von Sprachhistoriker und Mundartenforscher äußerte sich nicht nur eine Kritik der pauschalisierten Anwendung der junggrammatischen Theorien durch lautliche Rekonstruktionen, sondern auch an der Arbeitsweise der Marburger Schule und an den im Umkreis des „Deutschen Sprachatlasses“ entstandenen Dissertationen. Gegenüber der ahistorischen Betrachtung forderte Lasch auch für die Beschreibung der rezenten Mundarten die Beiziehung von entsprechenden Texten des 17. und 18. Jahrhunderts, einer Zeit nur spärlicher Überlieferung von Dialekttexten, um ein empirisches Fundament für die Analyse zu gewinnen. Dieses Programm setzte sie selbst in ihren Untersuchungen zum Hamburgischen um.

„Mit souveräner Sachkenntnis und ausführlicher Gründlichkeit“ –  
Forschung und Lehre am Deutschen Seminar und an der  
Hamburgischen Universität

„Ein gutes Geschick führte mich nach meiner Rückkehr aus Amerika nach Hamburg zu Professor Borchling, der hier [...] den heute wohl allgemein anerkannten Mittelpunkt der niederdeutschen Philologie schuf“,<sup>24</sup> beschrieb Agathe Lasch wenige Jahre später ihren Einstand am Hamburger Deutschen Seminar im Jahr 1917. Im Zuge der Konsolidierung des deutschen Seminars, das als wissenschaftliche Institution 1910 gegründet worden war, und im Rahmen seiner Bemühungen zur Etablierung der niederdeutschen Philologie als einer akademischen Disziplin hatte Conrad Borchling Agathe Lasch als wissenschaftliche Mitarbeiterin – in der damaligen Terminologie: „Wissenschaftliche Hilfsarbeiterin“ – gewinnen können. Ihr wurde die Leitung des neu gegründeten Wörterbucharchivs übertragen und damit die Verantwortung für das „Hamburgische Wörterbuch“ wie später auch für das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“, dessen Publikation sie ab 1923 vorzubereiten begann.<sup>25</sup> Für beide Wörterbücher entwarf Agathe Lasch die Konzepte, erschloss die notwendige Materialgrundlage und begann mit der Artikelproduktion.

Im November 1919 habilitierte sich Agathe Lasch an der neu gegründeten Hamburgischen Universität, 1923 wurde ihr – als erster Frau dort – der Professorentitel verliehen, am 17. Dezember 1926 folgte der Ruf auf das neu geschaffene Extraordinariat für Niederdeutsche Philologie. Noch immer wurden Frauen im universitären Betrieb diskriminiert, aber Agathe Lasch konnte sich aufgrund ihrer außerordentlichen Qualifikation durchsetzen. Wie dem Protokoll der Sitzung der Hochschulbehörde vom 14. Dezember 1926 zu entnehmen ist, hatte aufgrund ihrer Erfahrungen in Lehre und Forschung die Philosophische Fakultät „nicht umhin [gekonnt], für diese Stelle ausnahmsweise eine weibliche Kraft vorzuschlagen“.<sup>26</sup> Die Hoffnung, nach der Übernahme des Extraordinariats für Niederdeutsche Philologie eine freiere, von den lexikographischen Pflichten entbundene akademische Tätigkeit auszuüben und mehr Zeit für selbstbestimmte Forschungen zu haben, wurde enttäuscht, da auch weiterhin nicht nur die Verantwortung für die Wörterbücher, sondern auch die Hauptarbeitslast auf ihren Schultern lag.

Dass lexikographische Arbeit und sprachgeschichtliche Forschung jedoch Hand in Hand gingen, belegen die umfänglichen Aufsätze zur Hamburger Sprachgeschichte „Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg“ (1918) und „Die literarische Entwicklung des Plattdeutschen in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert“ (1926), in denen die für das „Hamburgische Wörterbuch“ herangezogenen Quellen systematisch ausgewertet wurden.<sup>27</sup> Sie zeugen von einer profunden Materialkenntnis, die zugleich notwendige Grundlage für die Wörterbucharbeit war. Auf diese Weise sind historische Stadtsprachenforschung und Lexikographie auf das Engste verknüpft. Zugleich belegen diese Publikationen das Interesse an der Sprachentwicklung vom Mittelniederdeutschen zum Neuniederdeutschen mit dem Ziel, „eine fortlaufende Sprachgeschichte aus überliefertem Material aufzustellen“, ohne auf Konstruktionen angewiesen zu sein.<sup>28</sup> In diesen Kontext gehört auch ein Aufsatz über „Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts“ (1920), den Agathe Lasch in der Festschrift zum 70. Geburtstag von Wilhelm Braune, die sie selbst redigierte, beisteuerte.<sup>29</sup> Mit diesen Arbeiten legte Agathe Lasch ein wesentliches Fundament für eine Hamburger Sprachgeschichte. Von ihr angeregte und betreute Dissertationen wie Annemarie Hübners „Studien zur Sprachform des frühen Hamburger Hochdeutsch“ (Doktorexamen 1938; Dissertation nicht publiziert) oder Artur Gabrielssons „Das Eindrin-

gen der hochdeutschen Sprache in die Schulen Niederdeutschlands des 16. und 17. Jahrhunderts“ (1932/33) ergänzten diese Bemühungen.

Anfang der 1930er Jahre wandte sich Agathe Lasch den ältesten niederdeutschen Sprachzeugnissen zu, wie sie es bereits in ihrem Lebenslauf von 1921, der ihren Personalakten beiliegt, in Aussicht gestellt hatte:

„Wenn ich so meine Tätigkeit bisher dem grammatischen Aufbau des Mittelniederdeutschen, der Übergangszeit, und, soweit der geschichtliche Zusammenhang und die Kontrolle der älteren Sprachüberlieferungen es erforderten, dem Neuniederdeutschen zugewandt habe, so soll meine spätere Tätigkeit sich mehr den Fragen der ältesten sächsischen Sprachstufe widmen (den Anfang habe ich mit einer Arbeit über den ‚Konjunktiv als Futurum im Mnd. und Altsächsischen‘ gemacht) und damit gedenke ich den Kreis zu schließen und in meiner Lebensarbeit die gesamte Geschichte des niederdeutschen Sprachzweiges zu umfassen.“<sup>30</sup>

Spektakuläre Funde voraltsächsischer Runeninschriften in der Weser zogen ihr Interesse auf sich, die sie ausführlich anlässlich der Tagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1931 kommentierte. Aufgrund des sprachhistorischen Befunds sprach sie sich vorsichtig für die Echtheit der Runeninschriften aus, was in den 1980er Jahren durch kriminaltechnische Analysen bestätigt werden konnte.<sup>31</sup> Zudem beschäftigte sie sich mit der Sprache altsächsischer Texte wie der Psalmenfragmente (1932) und des Taufgelöbnisses (1935). Ebenso wie der Aufsatz über das Taufgelöbnis erschien der letzte von Agathe Lasch publizierte Text über „Palatales k im Altniederdeutschen“ 1939 in der finnischen Zeitschrift „Neuphilologische Mitteilungen“, da es ihr nach der Entlassung aus dem Staatsdienst im Jahr 1934 nicht mehr möglich war, in Deutschland zu publizieren.<sup>32</sup>

Eine Episode blieb Agathe Laschs Mitarbeit im Sachverständigenausschuss für die Neuordnung der deutschen Rechtschreibung 1920/21, dessen „Leitsätze über die Vereinfachung der Rechtschreibung“ aufgrund allfälliger Proteste nicht umgesetzt wurden.<sup>33</sup>

Wie in der Forschung lag der Schwerpunkt auch in der Lehre in der Sprach- und Literaturgeschichte des Niederdeutschen. Das Programm umfasste ebenso die altsächsischen wie die mittelniederdeutschen Denkmäler, mittelniederdeutsche Grammatik, niederdeutsche Sprachgeschichte sowie

die Rezeption der hochdeutschen Schriftsprache und die damit einhergehende Entwicklung der niederdeutschen Dialekte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wobei insbesondere die Sprache des Hamburger Raums ins Blickfeld rückte. Daneben standen Lehrveranstaltungen zu den germanischen Sprachen und zur hochdeutschen Sprachgeschichte bis in die Gegenwart.<sup>34</sup>

Martta Jaatinen, die bei Agathe Lasch in Hamburg studiert hatte, schilderte in ihrer Gedenkansprache 1947 in Helsinki den akademischen Unterricht:

„Die akademische Lehrertätigkeit in Hamburg bildet den Höhepunkt ihres praktischen Lebenswerkes. Hier hatte sie die Gelegenheit, ihre reichen Kenntnisse praktisch zu verwerten und auf ihre lebendige Art den Schülern zu übermitteln. In ihren Vorlesungen und Übungen bildete die nd. Sprachgeschichte immer die Grundlage, von der sie geschickt die Fäden einerseits rückwärts zum Altsächsischen, andererseits vorwärts zum Neuhochdeutschen lenken konnte und auf diese Weise das Nd. in die Gesamtentwicklung des Deutschen stellte, was schon von Anfang an in allen ihren Arbeiten das Thema bildete. Mit souveräner Sachkenntnis und ausführlicher Gründlichkeit hat sie immer in ihren Vorlesungen nach ihren eigenen Methoden die sprachgeschichtlichen Erscheinungen erklärt. Daneben hielt sie stets Vorlesungen, in denen die literargeschichtliche Seite der Denkmäler besprochen wurde. Die Studentengenerationen, die während der zirka anderthalb Jahrzehnte unter Leitung von Prof. Lasch an der Hamburgischen Universität studierten, haben besonders gute philologische Schulung erhalten.“<sup>35</sup>

Aus ihren Briefen an die Doktorandin Annemarie Hübner geht die intensive Anteilnahme am Voranschreiten der Dissertation hervor sowie die wiederholt zum Ausdruck gebrachte Zusicherung der Unterstützung im Promotionsverfahren.<sup>36</sup> Zur fachlichen Betreuung kam persönliche Zugewandtheit. Martta Jaatinen schildert in ihren Erinnerungen, dass sie oft bei Agathe Lasch zu Gast gewesen sei und einmal sogar den Weihnachtsabend bei ihr verbracht habe.<sup>37</sup> Dass Agathe Lasch sich um die Sorgen und Nöte insbesondere ihrer Studentinnen kümmerte, sich um Stipendien für sie bemühte oder sie auch aus eigener Tasche finanziell unterstützte, wenn es notwendig war, ist mehrfach beschrieben worden.<sup>38</sup>

„... das Verlangen der Bürgerschaft erstens nach Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, zweitens nach Pflege der Auslandsbeziehungen“ – Hamburger Wörterbuchprojekte

Über den lexikographischen Alltag sind wir durch Arbeitsberichte und Korrespondenzen vergleichsweise gut unterrichtet. In einer an die Hochschulbehörde gerichteten Mitteilung vom 20. Februar 1929 beschrieb Agathe Lasch den Umfang und die Bedeutung der Hamburger Wörterbuchunternehmen. Das Besondere der Arbeitsstelle lag darin begründet, dass es sich um zwei aufeinander bezogene Projekte handelte. Neben der Materialaufarbeitung und Artikelerstellung bestimmte zusätzlich eine breite Auskunfts­tätigkeit den Arbeitsalltag. Insbesondere hob Lasch den hohen wissenschaftlichen Wert des Zettelmaterials hervor: „ein bleibender Besitz von wissenschaftlich größter Bedeutung, der den Besitzer, d.i. das Hamburgische Wörterbucharchiv, für alle Zeiten zum Mittelpunkt für alle macht, die sich mit einschlägigen Studien befassen“.<sup>39</sup> Dadurch unterstützte sie nachdrücklich die Bestrebungen Borchlings, durch den Ausbau der Bibliothek und durch die Locierung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Hamburg zum Zentrum der niederdeutschen Philologie zu machen.<sup>40</sup> Während Borchling dabei eher den Aspekt des Wissenschaftsmanagements im Blick hatte, war für Agathe Lasch das Ziel prioritär, eine niederdeutsche Philologie als selbstständige akademische Disziplin mit eigenen Theorien und Methoden zu etablieren.

Ein weiterer Aspekt galt der gesellschaftlichen Relevanz der lexikographischen Unternehmen:

„Ich darf wohl zuletzt noch darauf hinweisen, daß wenige Abteilungen der Universitätsseminare das Verlangen der Bürgerschaft erstens nach Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, zweitens nach Pflege der Auslandsbeziehungen in gleichem Maße wie das Wörterbucharchiv erfüllen werden, denn es gibt wohl kein germanisches Sprachgebiet, aus dem man sich nicht in Auskünften über das Niederdeutsche, speziell das Mittelniederdeutsche, an uns wendet.“<sup>41</sup>

Durch die wissenschaftliche Reputation, die sich insbesondere in der hohen Zahl von Anfragen manifestierte, und durch die Verankerung im lokalen Sprachraum waren zwei wesentliche Vorzüge für die noch junge Universität

gegeben: die gesellschaftliche Akzeptanz der wissenschaftlichen Arbeit innerhalb der Stadt und die internationale Ausstrahlung der Forschungseinrichtung.

Mit der Bearbeitung des „Hamburgischen Wörterbuchs“ konnte sich die Hamburgische Universität von Anfang an in einen damals hochaktuellen dialektlexikographischen Forschungszusammenhang einreihen. Auf Initiative der Berliner Akademie der Wissenschaften waren 1913 in Marburg Vertreter der bis dahin existierenden Wörterbuchunternehmungen zum sogenannten Wörterbuchkartell zusammengekommen, um ihre einzelnen Projekte zu koordinieren und vor allem um die Bearbeitungsgebiete aufeinander abzustimmen. Ergebnis war der Plan zur flächendeckenden Erhebung des mundartlichen Wortschatzes. In dieses ehrgeizige Vorhaben fügte sich das „Hamburgische Wörterbuch“ hervorragend ein. Im Vergleich mit anderen regionalsprachlichen Wörterbüchern wie dem „Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch“ (erschieden 1927 bis 1935), dem „Mecklenburgischen Wörterbuch“ (erschieden 1937 bis 1997) oder dem „Niedersächsischen Wörterbuch“ (erschieden ab 1953) nahm das „Hamburgische Wörterbuch“ allerdings eine Sonderstellung ein. Als Wörterbuch einer Stadtsprache hatte es die Aufgabe, die genuin städtische Heterogenität der Lebensbereiche und die damit verbundene sprachliche Vielfalt abzubilden, die sich im Laufe der Zeit entwickelt hatte. Die historische Ausrichtung stellte das „Hamburgische Wörterbuch“ in einen engen Zusammenhang mit dem „Mittelniederdeutschen Wörterbuch“, das insbesondere die spezifisch hansestädtische Sprachwirklichkeit dokumentiert, sodass beide Wörterbuchprojekte in gegenseitiger Bezugnahme entstanden.

Trotz des wissenschaftlichen wie des institutionellen Stellenwertes hatten die Wörterbuchunternehmen unter einer unzureichenden finanziellen Ausstattung zu leiden. Bereits am 27. Juni 1921 schilderte Conrad Borchling als Direktor des Germanischen Seminars die prekäre Situation in der „Sammelstelle für das hamburgische Wörterbuch“. Er wies darauf hin, dass manche Ausgaben von Agathe Lasch, der Leiterin der Arbeitsstelle, privat übernommen oder aus einem Spendenfonds finanziert wurden. Personell fehle vor allem eine Schreibkraft: „Jetzt liegen die Dinge so, daß oft genug Frl. Dr. Lasch ihre wertvolle Zeit mit einfachen mechanischen Schreibarbeiten vertun muß [...]“<sup>42</sup> Die finanzielle Ausstattung verbesserte sich erst nach wiederholten Eingaben an die Behörde. Erst 1927 wurde ein entsprechendes Gesuch Agathe Laschs positiv beschieden. Daraufhin konnten ein „Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ und eine Schreibkraft eingestellt werden.

Im Verhältnis zu anderen Wörterbucharbeitsstellen war dies eine minimale Ausstattung, um die zudem immer wieder gerungen werden musste. Bereits 1931 wurde die Stelle des „Wissenschaftlichen Hilfsarbeiters“ wieder vakant.

Wie aufwendig sich das lexikographische Tagesgeschäft u. a. durch ausführliche Feldstudien gestaltete, geht aus einem Brief an ihren Nachfolger Hans Teske von 1934 hervor, in dem Agathe Lasch ihre Materialerhebungen in den Vierlanden schildert:

„Ich habe mir früher bei meinen Besuchen immer je nach Notwendigkeit einen Plan gemacht und abgefragt, so z. B. in der Gegend von Allermöhe, wo bes. Gemüsebau betrieben wird, über die Bereitung des Landes (dort wurde der Boden erst mit Saat gemischt, der von bestimmten Stellen geholt wurde usw.), die Geräte, den Anbau, oder ich sah an 2 aufeinander folgenden Tagen ein vierländisches und ein Finkenwärderer Bauernhaus vom Keller bis zum Boden, oder ich kam etwa in Neuengamme zu einer Frau, die ich beim Plätten traf in Gegenwart ihrer alten Mutter, und fragte diesen Frauen nun die neuen und älteren häuslichen Verrichtungen ab usw.“<sup>43</sup>

Ein letzter Bericht Agathe Laschs über das Voranschreiten der Wörterbucharbeit erschien im Dezember 1933, in dem sie den Stand der Arbeiten erläutert: Für das „Hamburgische Wörterbuch“ konnten durch die Auswertung entsprechender Literatur, durch Fragebogenerhebungen und teilnehmende Beobachtungen ca. 180.000 Belege gesammelt werden, für das „Mittelniederdeutsche Handwörterbuch“ waren bis Ende 1933 bereits sechs Lieferungen veröffentlicht worden – eine weitere Lieferung aus der Feder Agathe Laschs sollte 1934 folgen. Das mittelniederdeutsche Archiv war auf ca. eine Viertelmillion Zettel angewachsen.<sup>44</sup>

„... das Wort in das Leben einstellen“ – Prinzipien der Lexikographie

Im „Hamburgischen Wörterbuch“ sollte der niederdeutsche Wortschatz des gesamten Hamburger Staatsgebietes von seinen Anfängen im 13. Jahr-

hundert bis zur Gegenwart in seiner funktionalen Vielfalt und seiner räumlichen und zeitlichen Differenzierung dokumentiert werden. Ausgangspunkt der lexikographischen Arbeiten war eine Zusammenstellung des hamburgischen Wortschatzes, die der Bibliothekar Christoph Walther zusammengetragen hatte. Dieser lexikographische Grundstock war jedoch nicht geeignet, den selbst gesetzten Anspruch zu erfüllen, ein modernes stadtsprachliches Wörterbuch zu schaffen, das die Entwicklung der städtischen Sprachgeschichte zu erhellen vermochte. Die Belege mussten systematisch durch Exzerpte aus historischen Quellen und insbesondere aus dem gesprochenen Gegenwartsniederdeutsch ergänzt, in ihrem Kontext dargestellt und in ihrem Gebrauch erläutert werden:

„Es gilt, das Hamburger Plattdeutsch aus der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart festzuhalten, das Wort nicht nur zu buchen, sondern in vollem Gebrauch zu zeigen, wo es nötig ist, in Beispielen, wo es möglich ist, in Anführungen von Redensarten, Sprichwörtern, Reimen, Spielen, Scherzen, in Hinweisen auf die bez. Sitten und Gebräuche im beruflichen oder privaten Leben und Treiben. Zugleich aber soll das Wörterbuch als ein historisches Wörterbuch der Hamburger niederdeutschen Sprache auch die älteren Formen oder Bedeutungen eines Wortes in den vergangenen Jahrhunderten zeigen. Zu diesem Zwecke sind auch ältere Überlieferungen von der mittelniederdeutschen Zeit (Zunfturkunden, Burspraken u. a. innerhamburgische Texte) bis zur Neuzeit auszuschöpfen. So wird im Augenblick die reiche Sammlung hamburgischer Gelegenheitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert im Besitze der Hamburger Stadtbibliothek zu diesem Zweck ausgezogen.“<sup>45</sup>

Das geplante Wörterbuch sollte keine „einfache Wortzusammenstellung sein [...], sondern die einzelnen Artikel werden zugleich auch den volkskundlichen, geschichtlichen usw. Zusammenhang geben, das Wort in das Leben einstellen“.<sup>46</sup>

## A

A n., auch m., der Buchstabe A: *vun A bet Z; de A secht, mutt ook B seggen; ick kann nich lesen, nich mal dat grote A in de Hahnenfibel Mähl* (um 1870).

a [q:] interj., Ausruf des Erstaunens.

A-a n., f. und m., Kot, bes. in der Kindersprache; a-a *dohn* „wenn Kinder kacken wollen“, R1 56, Sch8 I, 1: *mök gau A-a*.

aach [qʰ] interj., Ausruf, bes. des Erstaunens, des Ärgers, Schreckens oder der Abwehr.

Aadbaar m., Storch, s. *Adebaar* und *Ēber*.

Aadje [o-ǰə] m., Koseform für Adolf; im Hbg. Waisenhaus scherzh. für den Brotknust (um 1920); vgl. *Addel*.

Adler m., Plur. -s, Adler; als „von Bauern gehört“ gibt W<sub>A</sub> (um 1890) die Form *adelér* an. — Ein Märchen von *Leuw, Ödler, Hund un Ömeis* s. Mitt. Quickb. 27, 102. Beim Losen mit Münzen: *Wullt du Tall (Kopp) oder Ö?* Syn.: *Aar, Aarnt*. Zus.: *Dubbelaadler*.

Aadlerbuur n., Adlerkügig, Spottname für die vom Lithographen Adler erbauten transparenten Anschlagssäulen (um 1875).

aadlich, adelich adj., adv., adlig: *dat gūngn doar wat adelig* (vornehm) *her Mähl* (um 1870); *de Ödiligen hebbt 'n swatt Örslock* Lghorn, Harbg.

Aal [o:l] m., Plur. Öl, Öls, Öln; *Aal*, *anguilla vulgaris*; R1 578 *Aul*. Sobald der Aal sich im Frühjahr in der Elbe zeigt (*de Öl loppt al*), beginnt der Fang und dauert bis in den Winter. Man unterscheidet dabei das *Pöddern* und das *Stēken* (s. d.) vom mehr berufsmäßigen Fang mit *Aalangel*, *-bung*, *-hark*, *-korf*, *-rūüs*, *-snoor*. Bei schwülem Wetter beißen die Aale besonders gut an: *de Öl biet*. Schon im 16. Jh. werden nach der Farbe *gröne* und *gele A.* unterschieden (MHG 5, 50); heute *Gel-* und *Blanköl*, nach der Gelb- oder Weißfärbung unter dem Maul. Nach Entwicklungsstadium, Größe und Form spricht man von: *Glasöl*, *gōtliche* (mittelgroße) *Öl*, *Pintöl*, *Pundsöl*, *Breetmuul*, *Poggensluker*, *Spitzkopp*; nach der Zubereitungsart gibt es: *greune* (frische, nicht verarbeitete Aale), *bröde*, *solten*, *sure Öl*, *Reuker*, *Smutt*, *Spicköl*, schon 1503 *drogen* (geräucherten) und *witten* oder *solten all* (gekochten oder gesalzenen).

Ausruf der Fischfrauen und -händler auf den Straßen: *Wey (wöllt ji) gröne Aal?* (Hbg. Uhtroop 1720); später: *Öl, gereukerte Öl*, worauf das Echo der Straßenjungen: *de Trepp hendöl*; meistens: *Öl, greune Öl!* mit vielen Erweiterungen,

Hamburgisches Wörterbuch

z. B. 1. *Öl, greune Öl, Madamm, komm Se möl dö! Mit'n Putt (Fatt) oder mit de Schöl. Hier gifft dat greune Öl!*

Für den zweiten Teil auch: *De Köksch (Ollsch), de sitt in'n Kellerlock un flickt ern (den) Krinolinenrock.*

Auch mit dem Zusatz: *Sünd de Löcker ni so groot, ö, wa'n Noot! —*

Oder: *De Köksch de sitt in'n Kellerlock un fritt de gēlen Tweeback op.*

2. *Öl, greune Öl! mien Mann steit an'n Pöl (Pranger), mien Kind licht in de Botterkist, un dörüm roop ik doch mit Fisch!*

3. *Madamm, köm' Se hendöl vun 'n Söl un keupen Se 'n Öl Vierl.*

Noch weiter ausgestaltet in einem Drehorgellied von etwa 1857 (nach dem Gedächtnis aufgezeichnet um 1920):

*Jan Swiemler un sien Wief mökt sik manchen Tietverdrief, he harr as Snider leert, doch bald to' n Schooster sik bekeert.*

*Dörbi weer he denn ook bleben, dat he lēv in Glanz un Wicks, Arbeit quēl em nich in'n Lēben, dörto weer sien Wief ganz ficks.*

*Se gung so slank un stuur; driest un lustich vun Natuur reup se so frisch un hell det (!) Morgens al uut vulle Kēl:*

*„Öl, greune Öl, de sünd so recht kaptöl; hüt gifft dat wedder frische Wör bi Doris Swiemler nett un rōr.*

*Öl, greune Öl, mökt mi nich so vēl Quöl, un löt mi nich so lang' hier stōn, sünst ward mi de Geduld vergōn.“*

*„Öl, greune Öl, harr ik en tweie Schöl, gewiß, ik smee se di an'n Kopp; denn heurst du woll to beden op.“*

Am Schluß folgt der oben unter 1. genannte Vers mit der Variante vom *Krinolinenrock*. Aus dem „bekanntem Hbg. Aalverkäuflied“ zitiert Sch8 IV, 305 und III, 116:

*Hier staa ik mit min' Aal un roop Straat up un Straat daal un kann se nich verdeelen.*

*Min Fründ, et is to laaf,  
et is de beste Raad:  
ji möt se sülvst verneelen (verzehren).*

*Ei, see Se mal den Aal,  
recht as en lütjen Paal,  
he is vörwaar nig spuddig,  
he is jo nig recht gladd,  
ik heff all meer Aal hatt,  
de Aal is ook nig muddig.*

*Öl, greune Öl* rief man in Vierl. den Melkmädchen zu, die nicht, wie üblich, einen *witten Plöten* (Schürze) trugen. In Altona war um 1900 allgemein ein Lied bekannt, das begann: *In Fockbek hebbt se 'n Öl versöpen*; vgl. den bei Mens. II, 175 beschriebenen Schuldbürgerstreich der Einwohner von Fockbek bei Rendsburg.

Auf dem Lämmermarkt wurden Aale ausgewürfelt mit dem Ruf: *Unner de söben un öber de veertein, denn gewinnt man hier so 'n dicken fetten Öl*! Auf dem Dom riefen Spielwarenverkäufer aus: *Hier hebbt wi noch enen von Wäber sien Öl, de danzt op 'n Buuk den Steenwech hendöl. Kost man enen Groschen. Vgl. Aalwever.*

Redensarten:

*Strax ale braden*, etwas schnell ausführen, gleich ans Werk gehen (1656); *glatt (glitschich, glattmilch, smidich)* as 'n Öl (auch: as'n Finkwarder Öl Blank.) gewandt, geschmeidig, überfreundlich, vgl. *aalglatt*; *he winn't (slengt) sik* as 'n Öl macht Ausflüchte; von einer unschön verlaufenden Kurve des Schiffkörpers: *dat strökt jö wie so'n Finkwarder Öl. Dör (nu) smitt sik en Öl op!* sagt man, wenn ein Aal an die Oberfläche kommt, Lghorn; oft übertr. (schon Bx 1819): da macht sich einer wichtig, führt prahlerische Reden; auch bei einem unerwarteten Trumpf im Kartenspiel. *Dör smitt sik en Öl in de Blink op!* sagt man von jem., der vorlaut ist, Vierl. *Dör smet sik een Öl nö 'n annern op* eine Überraschung folgte auf die andere. *Suups weur he dör as 'n Öl, de sik in de Mutf* (Schlamm) *opsmitt* plötzlich, überraschend. *Ik weur opsmeten as 'n Öl in de Sandkist* hilflos. *De passt as de (en) Öl in de Pann* gut, genau. *Dat is en Leben as brad Aal (en Leben, wat is brat A. mit Appelmoos dargegen!)* herrlich und in Freuden, Mühl. *Dat is mi ganz egöl, Speck oder Öl* (oder: ob he mit Sprotten hannelt oder mit Öl). Die Wasserleitung war früher oft durch kleine Aale verstopft; daher die Ra.: *se heff en Öl in de Wöterleitung hatt* ist schwanger. Junge Mädchen, die ins Wasser gefallen sind, werden gewarnt: *Kiekuut, dat ji keen' Öl ünnern Rock krieg!* Wenn die Strümpfe in Ringeln um die Knöchel sitzen, spottet man: *de will Öl fangen.*

Kinderreim:

*Brade Aal, de krieg't wi nich,  
de eet de ole Bösewicht;*

*Bösewicht seet oppen Schapp,  
wör en lüttje graue Katt;  
graue Katt löppt inne Twief,  
wör en ohl Soldatenwiew.* Alt. (um 1850).

Lied vom *pi-pa-poolschen Öl* s. *poolsch*.

**Aberglaube:** Der Kopf des Aals gilt als giftig. Um Trunksüchtige zu heilen, wird ihnen Brantwein eingegeben, in dem ein Aal erstickt ist, Vierl. Moorb., Wohld.; Warzen betupft man mit Aalblut, Vierl., Billw. Ein Gerstenkorn bestreicht man mit einem Aalkopf, Vierl.; Aale sollen nachts an Land gehen und Erbsen ausschoten. Wenn man Asche streut, kann man sie fangen. Aale leben angenehm von Leichen.

In übertragener Bedeutung: a) mit Tauwerk überzogener Gummischlauch, der als Strafmittel in der Schule gebraucht wurde. b) scherzhaft für Torpedo (bei der Kriegsmarine). c) auch für aalähnliche Tiere in den Zuss. *Heid-* und *Landöl*. Zuss.: *Blank-, Driev-, Glas-, Heid-, Land-, Moor-, Mut-, Puut-, Quack-, Queek-, Röker-, Korf-, Sand-, See-, Sett-, Sluuk-, Smoor-, Smutt-, Spick-, Steen-, Suuraal*.

**Aal'** [o:l] f. und m., Ahle, Pfiem, von Schustern, Sattlern und Bürstenbindern gebraucht; vorwiegend linkselbisch, aber auch in Hbg., Nienst., Hummelsb. Syn.: *Aalisen, Doorn, Els, Oort, Prien (Preen), Spitzbaar, Sual (Sool)*. Zuss.: *Net-, Remen-, Riev-, Rundaal*.

**Aal'** [o:l] m., Ortstein. Dazu der Straßenn. *Ahlfeld*, Lghorn. Syn.: *Bick, Foß, Gnurr, Noor, Oortsteen*.

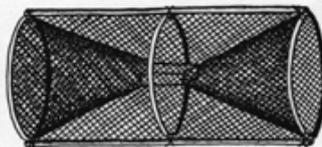
**Aalammer** m., roter, flacher Holzleimer, dessen Boden mit Sand bedeckt war, zum Transport lebender Aale.

**Aalangel** f., ein Aalfangergerät.

**Aalber** f., schwarze Johannisbeere, Volksd. Blank.; vielleicht zu *Aal'*.

**Aalbood** f., Jahrmarktsbude, in der Aale verkauft und ausgespielt wurden.

**Aalbung'** f., Aalfangergerät.



**Aaldack** n., Regenschirm (scherzh.), weil mit *Aalhuut* bezogen, Bramf.

**Aalcljer** m., Blank. = *Aalsteker*.

**Aalfett** n., Aalfett, früher gegen Furunkeln und andere Hautgeschwüre gebraucht, Lghorn. **aalglatt** adj., aalglatt, gewöhnlich übertragen gebraucht vom Benehmen und Wesen des Menschen.

**Aalgripen** n., Aalegreifen als Jahrmarktsbelustigung.

Mit der Forderung, „das Wort in das Leben einzustellen“, wird der in ihren stadtsprachlichen Studien ebenfalls bevorzugte sprachhistorische Ansatz einer Verbindung von externer und interner Sprachgeschichte treffend formuliert. Ein Beispiel für die Einbettung in kulturhistorische Zusammenhänge liefert die Artikelstrecke „Aal“ – „Aalweber“, die Agathe Lasch als Probeartikel selbst verfasst hatte. Neben der Semantik der Lexeme werden auch volkskundliche Aspekte wie Aalfang und der Handel mit Aalen oder die abergläubische Verwendung u. a. durch ergänzende Abbildungen erläutert. Komposita und Kollokationen sind ebenso angeführt wie Ausrufe auf dem Markt, Redensarten und Sprichwörter, gereimte Strophen oder auch Lieder. Sprachgeschichte wird auf diese Weise als Teil der Kulturgeschichte erfahrbar gemacht.<sup>47</sup>

Als Basis für die Ausarbeitung des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ konnte Agathe Lasch Exzerpte nutzen, die Christoph Walther bei der Überarbeitung des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ von Karl Schiller und August Lübben (6 Bde. 1875 bis 1881) aus den Quellen ausgezogen und in sein Handexemplar eingetragen hatte. Dieses Material wurde kritisch überprüft und aus weiteren Quellen wesentlich ergänzt.

Im Vorwort zur ersten Lieferung 1928 wird die Bedeutung des „Mittelniederdeutschen Wörterbuchs“ hervorgehoben:

„Durch die enge Verknüpfung der niederdeutschen Sprachgeschichte mit der Zeitgeschichte, der politischen und der Geistesgeschichte, die die moderne niederdeutsche Philologie energisch unterstrich, die Betonung der wirtschaftlichen Bedeutung des Niederdeutschen als Hansesprache, die Bewertung und sprachliche Verwertung der Stadtbücher und verwandter Aufzeichnungen ist eine ungeheuer reiche Quelle für den Wortschatz erschlossen, die noch lange nicht ausgeschöpft ist, und der in jeder neuen Veröffentlichung aus den noch in ihrer Mehrzahl ungehobenen Schätzen der norddeutschen Stadtarchive immer neues Material zufließen wird.“<sup>48</sup>

Ein wesentlicher Anstoß für eine Neuerarbeitung des Wörterbuchs war neben der zwischenzeitlichen Veröffentlichung von Quellen, die maßgeblich zu einer Aktualisierung der semantischen Beschreibungen beitrugen, der Fortschritt in der Grammatikforschung, insbesondere durch die „Mittelniederdeutsche Grammatik“ Agathe Laschs. Das Wörterbuch nahm diese neu-

en grammatischen Erkenntnisse auf, indem erstmals konsequent der Umlaut bezeichnet wurde und alte Vokallängen von gedehnten Tonlängen unterschieden wurden.

Als äußerst bedauerlich empfand es Agathe Lasch, dass die komprimierte Form des Handwörterbuchs es nicht erlaubte, die Wörter im Kontext darzustellen:

„Daß das Material nicht in einem großen Wörterbuch mit den entsprechenden Belegen dargeboten werden durfte, bedeutete für die Herausgeber eine sehr beklagenswerte Entsagung. Die Sammlungen sind vorhanden; die geistige Tätigkeit war bei einem Handwörterbuch, das ohne Belege erläutern soll, sogar noch schärfer, intensiver als in einem Werke, das die Möglichkeit bietet, sich in schwierigen Fällen durch Abdruck des Zitats zu helfen.“<sup>49</sup>

Als ein weiteres Desiderat wurde im Vorwort beklagt, dass es ebenfalls aus äußeren Gründen nicht möglich war, Hinweise auf die regionale und temporale Verortung des Wortschatzes aufzunehmen. Als die Neufassung eines mittelniederdeutschen Belegwörterbuchs im Laufe der Jahre immer unwahrscheinlicher wurde, nahm Gerhard Cordes, der spätere Herausgeber des „Mittelniederdeutschen Handwörterbuchs“, ab dem Buchstaben L vermehrt Belege auf. Eine konsequente Belegwiedergabe ist aber erst ab dem Stichwort „opperschöler“ durchgeführt worden, nachdem Dieter Möhn die Verantwortung für das Wörterbuch übernommen hatte.

„Aber ich will immer noch nicht verzagen“ –  
Ausschluss aus der Hamburger Universität und vergebliche  
Emigrationsbemühungen

Am 30. Juni 1934 wurde Agathe Lasch als „Nichtarierin“ auf Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom Dienst suspendiert und in den Ruhestand versetzt.<sup>50</sup> Initiativen von Hamburger Studierenden und von skandinavischen Kollegen – unter der Federführung von Erik Rooth – hatten diese Zwangsmaßnahme zwar verzögern können, aber nicht endgültig verhindert. Bereits 1933 war Agathe Lasch von ihrem

Amt als Vorstandsmitglied im Verein für niederdeutsche Sprachforschung, wie sie an den Vorsitzenden Borchling schrieb, im „Interesse des Vereins“ zurückgetreten.<sup>51</sup>

Agathe Lasch blieb zunächst in Hamburg, zunehmend isoliert von der Universität und ausgeschlossen vom akademischen Leben, bis zu ihrem Umzug 1937 nach Berlin in die Nähe ihrer beiden Schwestern, mit denen sie dann ab 1939 ihre Wohnung teilen musste. Mit der Entlassung aus der Hochschule gestaltete sich das wissenschaftliche Arbeiten zunehmend schwieriger und wurde ihr schließlich unmöglich gemacht. Deutlichster Ausdruck dessen ist, dass Agathe Lasch neben den beiden bereits genannten Aufsätzen zum Altniederdeutschen, die in Finnland erschienen, lediglich noch Rezensionen veröffentlichen konnte.

Unter dem Eindruck zunehmender Bedrohung ihrer Existenz bemühte sich Agathe Lasch ab 1935 wiederholt um eine wissenschaftliche Anstellung im Ausland.<sup>52</sup> Nachdem die Bitte an die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland 1935 um Vermittlung einer Stelle an einer ausländischen Universität zu keinem Ergebnis geführt hatte, wandte sich Agathe Lasch 1938 an das Bryn Mawr College und bewarb sich im selben Jahr um eine Lektoratsstelle an der schwedischen Universität Göteborg, beides ebenfalls ohne den erhofften Erfolg. In einem Brief an den Lunder Professor Erik Rooth, mit dem sie bis 1942 kontinuierlich korrespondierte und der sie mehrfach nach Schweden eingeladen hatte, bat sie ebenfalls im Jahr 1938 noch einmal dringlich um Unterstützung bei der Suche nach einer geeigneten Stelle und zeigte sich über die neuerlichen politischen Entwicklungen äußerst beunruhigt.<sup>53</sup>

Im Jahr 1939 schließlich schien sich das Blatt zu wenden. Agathe Lasch hatte sich nach persönlicher Kontaktaufnahme auf die vakante Professur für germanische Philologie in Tartu (Estland) beworben, auf die Rooth sie aufmerksam gemacht hatte.<sup>54</sup> Unterstützt wurde die Bewerbung durch ein Gutachten des Göttinger Germanisten Edward Schröder.<sup>55</sup> Während Fakultätsrat und Universitätsrat das Bewerbungsverfahren damit abschlossen, Agathe Lasch für einen Ruf auf die Stelle vorzuschlagen, war das deutsche Auswärtige Amt auf das Besetzungsverfahren aufmerksam geworden und forderte von der Hamburger Universität Informationen „über die Persönlichkeit von Frau Lasch, vor allem über ihre wissenschaftliche und politische Eignung für die Auslandstätigkeit“.<sup>56</sup> Der zuständige Fachvertreter Conrad Borchling, mit dem Agathe Lasch mehr als anderthalb Jahrzehnte

eng zusammengearbeitet hatte, verfasste ein sachliches und knappes, inhaltlich sehr positives Gutachten. Er hob darin die wissenschaftlichen Leistungen hervor, äußerte sich anerkennend über die Lehre und verwies darauf, dass Agathe Lasch im Ersten Weltkrieg aus den USA nach Deutschland zurückgekehrt war, weil sie die deutsch-feindlichen Tendenzen nicht mehr ertragen wollte.<sup>57</sup> Dennoch scheiterte das Besetzungsverfahren, wahrscheinlich aufgrund der deutschen Intervention.

Im Dezember 1938 war es „jüdischen“ Wissenschaftlern vollständig verboten worden, in Hochschulinstitutionen ihren Forschungen nachzugehen. Damit war kaum noch an eine wissenschaftliche Arbeit zu denken, wie Agathe Lasch in einem Brief an Erich Nörrenberg konstatierte, in dem sie auch auf ihre Bemühungen anspielte, einen Ruf nach Tartu zu erhalten:

„Bleibe ich hier, so ist natürlich meine Arbeit ohne den Gebrauch öffentlicher Bibliotheken ziemlich unterbunden. Aber ich will noch immer nicht verzagen und hoffen, daß auch ich noch einmal wieder der deutschen Philologie dienen darf.“<sup>58</sup>

Hilfreich war in dieser Situation, dass ihre ehemalige Studentin Martta Jaatinen 1938 zum Studium nach Berlin kam, die Agathe Lasch bis zu ihrer Rückkehr nach Finnland 1939 regelmäßig besuchte und mit wissenschaftlicher Literatur versorgte. In der Korrespondenz mit Erik Rooth berichtete Lasch noch von mehreren wissenschaftlichen Arbeiten, die sie bis 1942 fertigstellte, darunter eine Monographie über die Lübecker Stadtschreiber, eine Abhandlung über die Werdener Prudentiusglossen sowie eine Darstellung der norddeutschen Sprachgeschichte, die jedoch nicht mehr veröffentlicht wurden und heute als verloren gelten.<sup>59</sup>

Nachdem im Oktober 1941 die Deportationen begonnen hatten, wandte sich im Dezember Claudine de l'Aigles an die Landesunterrichtsbehörde in Hamburg mit der Bitte, ein Bleiberecht für Agathe Lasch zu erwirken. Nachdem Behörde und Universität abgelehnt hatten, sich dafür einzusetzen, wurde eine entsprechende Anfrage an Conrad Borchling gerichtet, der daraufhin recht knapp erklärte:

„Wie die Dinge nun einmal liegen, bin ich ausserstande, von mir persönlich aus Schritte in der Angelegenheit von Fr. Prof. Agathe Lasch zu unternehmen, so sehr ich auch ihre wissenschaftlichen Arbeiten hochschätzen und ihr charakterliches Verhalten anerkennen muss.“<sup>60</sup>

Wie isoliert von anderen Wissenschaftlern Agathe Lasch war und wie sehr ihr am wissenschaftlichen Austausch lag, geht aus ihrem Brief vom 15. April 1942, dem letzten an Rooth gerichteten Schreiben, hervor:

„Was Sie mir von den eigenen Arbeitsplänen und denen Ihrer Schüler berichteten, war mir äusserst interessant. Ich höre so selten mehr etwas von diesen Dingen, und daher ist mir auch die kleinste Mitteilung von diesen Lunder philologischen Bestrebungen lieb und anregend und beschäftigt mich innerlich.“<sup>61</sup>

Aufgrund einer Verfügung vom 9. Juli 1942 wurde Agathe Laschs Bibliothek beschlagnahmt, Vorbote der folgenden Deportation. Ein Teil der Bücher gelangte in den Besitz des Germanischen Seminars der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, nachdem dessen Direktor Hans Kuhn die Bücher für den Handapparat des neu berufenen Professors Gerhard Cordes, eines Hamburger Schülers Agathe Laschs, reklamiert hatte. Dass Universitätsbibliotheken ohne Skrupel die Bücher jüdischer Gelehrter als willkommene Ergänzung ihrer Bestände auffassten und sich gezielt darum bemühten, geht auch aus der Anfrage der Universität Kiel hervor, die ebenfalls ihr Interesse an der Bibliothek zur Restitution des durch einen Bombenangriff verlorenen niederdeutschen Bestandes signalisiert hatte.<sup>62</sup> Sollte nicht eine Verwechslung mit den Anfragen aus Berlin und Kiel vorliegen, so scheute man auch in Hamburg nicht davor zurück, sich Gedanken über den Verbleib der Bibliothek nach einer möglichen Deportation zu machen. Nach dem Zeugnis Martta Jaatinens hatte Agathe Lasch Anfang 1942 davon Kenntnis erhalten, „dass aus Hamburg jemand beantragt hatte, falls sie fortkäme, möchte ihre Bibliothek nicht zerstreut werden, sondern für ein wissenschaftliches Institut erhalten bleiben“.<sup>63</sup>

Am 15. August 1942 wurde Agathe Lasch nach Riga deportiert und dort am 18. August ermordet.

## „Die Selbstverständlichkeit des Erinnerns“ – Gedenken an Agathe Lasch

„Die Selbstverständlichkeit des Erinnerns aber, durch Anknüpfen, Weiterführen und Vollenden muss und wird sich vor allem in der Zukunft jener Wissenschaft bewähren, zu der Agathe Lasch so viel beigetragen hat, welche ihre Lebensmitte war, in der Wissenschaft von der Sprache und ihren historischen Bedingungen.“<sup>64</sup>

So formulierte Dieter Möhn in seinem Vortrag anlässlich der Benennung des Agathe-Lasch-Hörsaals im Hauptgebäude der Universität Hamburg nicht nur den Auftrag, der sich einer Wissenschaft von der niederdeutschen Sprache und Literatur stellt, wie Agathe Lasch sie nachdrücklich als eigenständige Disziplin forderte und förderte, sondern auch die Verpflichtung der Universität und der Stadt Hamburg dieser Wissenschaft gegenüber.

Als ein Zeichen des Gedenkens wurde von der Stadt Hamburg 1991 der Agathe-Lasch-Preis<sup>65</sup> ins Leben gerufen, der an Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler für hervorragende Arbeiten aus dem Forschungsgebiet Agathe Laschs vergeben wird. Die Universität Hamburg ehrte sie 1999 durch die Benennung des Agathe-Lasch-Hörsaals. Neben einer 1971 nach der Germanistin benannten Straße<sup>66</sup> erinnern in Hamburg zwei *Stolpersteine* an Agathe Lasch, seit 2007 ein Stein vor dem Haus in der Gustav-Leo-Straße Nr. 9, in dem sie bis 1937 wohnte, und ein Stein vor dem Hauptgebäude der Universität, der im April 2010 verlegt wurde.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Zur Biographie Agathe Laschs vgl. Christine M. Kaiser: *Agathe Lasch (1879–1942). Erste Germanistikprofessorin Deutschlands* (Jüdische Miniaturen, Bd. 63). Teetz/Berlin 2007; dies.: „Ich habe Deutschland immer geliebt ...“. *Agathe Lasch (1879–1942) – Deutschlands erste Germanistikprofessorin an der Hamburgischen Universität*. In: Joist Grolle/Matthias Schmoock (Hg.): *Spätes Gedenken. Ein Geschichtsverein erinnert sich seiner ausgeschlossenen jüdischen Mitglieder* (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen, Bd. 21). Bremen 2009, S. 65–97; dies.: „... ausnahmsweise eine weibliche Kraft“. *Agathe Lasch – die erste Germanistikprofessorin Deutschlands am Germanischen Seminar der Hamburger Universität*. In: *100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven*. Hg. von Myriam Richter und Mirko Nottscheid in Zusammenarbeit mit Hans-Harald Müller und Ingrid Schröder (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 19). Berlin/Hamburg 2011, S. 81–105; *Die Germanistin Agathe Lasch (1879–1942). Aufsätze zu Leben, Werk und Wirkung*. Hg. von Mirko Nottscheid, Christine M. Kaiser und Andreas Stuhlmann. [Themenheft der] *Auskunft, Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 29 (2009), H. 1/2 [unter demselben Titel erschienen als Bd. 22 der Reihe *bibliothemata*. Nordhausen 2009].

<sup>2</sup> Claudine de l’Aigle[s]: *Agathe Lasch. Aus ihrem Leben*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 82 (1959), S. 1–5, hier S. 2.

<sup>3</sup> Staatsarchiv Hamburg (künftig: StA HH), 361–6 HW-DPA, I 96, *Agathe Lasch: Lebenslauf 1921*, S. 2.

<sup>4</sup> *Agathe Lasch: Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Dortmund 1910.

<sup>5</sup> Vgl. Kaiser: *Lasch* (wie Anm. 1), S. 17.

<sup>6</sup> Rezension von Edward Schröder. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 36 (1910), S. 151–154, hier S. 151.

<sup>7</sup> Rezension von Virgil Moser. In: *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 33 (1912), Sp. 8–13, hier Sp. 8 und 12f.; vgl. Kaiser: *Lasch* (wie Anm. 1), S. 18.

<sup>8</sup> *Agathe Lasch: Die Berliner Volkssprache*. In: *Brandenburgia* 20 (1911/12), S. 127–142.

<sup>9</sup> *Agathe Lasch: „Berlinisch“*. Eine berlinische Sprachgeschichte (Berlinische Forschungen, Bd. 2). Berlin 1927, S. 139. Vgl. auch Georg Butz: *Grundriß der Sprachgeschichte Berlins*. In: *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Hg. von Norbert Dittmar und Peter Schlobinski (Wissenschaft und Stadt, Bd. 5). Berlin 1988, S. 1–40, mit Bezug auf Lasch, sowie: *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*. Hg. von Joachim Schildt und Hartmut Schmidt. Berlin 1986.

<sup>10</sup> *Lasch: Berlinisch* (wie Anm. 9), S. 1.

<sup>11</sup> *Ebd.*, S. 1f.

<sup>12</sup> Kontrovers dazu die Rezension von Wilhelm Seelmann. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 39 = N.F. 1 (1930), S. 88–95. Vgl. auch Norbert Dittmar: *In memoriam Agathe Lasch. Botschaften einer außergewöhnlichen Frau, Jüdin und Soziolinguistin*. In: Dittmar/Schlobinski: *Wandlungen* (wie Anm. 9), S. XII–XX, hier S. XII.

<sup>13</sup> Zum „typischen Humor“ und damit verbundenen Eigentümlichkeitsdiskurs vgl. Martin Schröder: *Humor und Dialekt. Untersuchungen zur Genese sprachlicher Konnotationen am Beispiel der niederdeutschen Folklore und Literatur* (Name und Wort, Bd. 14). Neumünster 1995, S. 92–105.

<sup>14</sup> Agathe Lasch: Mein Weg. In: Hamburger Nachrichten vom 4.1.1927.

<sup>15</sup> de l'Aigles (wie Anm. 2), S. 3.

<sup>16</sup> Lasch: Weg (wie Anm. 14).

<sup>17</sup> Agathe Lasch: Mittelniederdeutsche Grammatik (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, Bd. 9). Tübingen 1914, S. VI.

<sup>18</sup> Edward Schröder an Gustav Roethe, 25.6.1914, zitiert nach Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 89.

<sup>19</sup> Vgl. auch Dieter Möhn: Die Geschichte in der Sprache. Die Philologin Agathe Lasch. Vortrag anlässlich der Benennung des Hörsaals B im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Agathe-Lasch-Hörsaal am 4. November 1999. In: Zum Gedenken an Agathe Lasch (1879–1942?). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals B im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Agathe-Lasch-Hörsaal am 4. November 1999 (Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 2). Hamburg 2002, S. 14–27, hier S. 22f.; Robert Peters/Timothy Sodmann: Agathe Lasch. Leben und Werk. In: Dies. (Hg.): Agathe Lasch. Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Neumünster 1979, S. IX–XXI, hier S. XV.

<sup>20</sup> Agathe Lasch: Aus alten mittelniederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Le-sebuch. Dortmund 1925 (2., um eine Bibliographie erweiterte Aufl. hg. von Dieter Möhn und Robert Peters. Neumünster 1987), S. XVI.

<sup>21</sup> Ebd., S. XVIII.

<sup>22</sup> Agathe Lasch: Vom Werden und Wesen des Mittelniederdeutschen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 51 (1925), S. 55–76, hier S. 57 (wiederabgedruckt in Peters/Sodmann [wie Anm. 19], S. 232–253); vgl. auch Ulrike Hass-Zumkehr: Agathe Lasch (1879–1942?). In: Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933. Hg. von Wilfried Barner und Christoph König (Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Göttingen 2001, S. 203–211, hier S. 207f.

<sup>23</sup> Lasch: Werden (wie Anm. 22), S. 68.

<sup>24</sup> Lasch: Weg (wie Anm. 14).

<sup>25</sup> Zur lexikographischen Tätigkeit Agathe Laschs vgl. auch Ingrid Schröder: Agathe Lasch und die Hamburger Lexikographie. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 47–62.

<sup>26</sup> Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 82.

<sup>27</sup> Agathe Lasch: Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg. In: Niederdeutsches Jahrbuch 44 (1918), S. 1–50 (wieder abgedruckt in Peters/Sodmann [wie Anm. 19], S. 413–462); Agathe Lasch: Die literarische Entwicklung des Plattdeutschen in Hamburg im 17. und 18. Jahrhundert. In: Nordelbingen 5 (1926), S. 422–449.

<sup>28</sup> Lasch: Lebenslauf (wie Anm. 3), S. 2.

<sup>29</sup> Agathe Lasch: Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts. In: Aufsätze zur Sprach- und Literatur-Geschichte. Wilhelm Braune zum 20. Februar 1920 dargebracht von Freunden und Schülern. Dortmund 1920, S. 299–351.

<sup>30</sup> Lasch: Lebenslauf (wie Anm. 3), S. 2.

<sup>31</sup> Agathe Lasch: Voraltsächsische Runenschriften aus der Unterweser. In: Niederdeutsches Jahrbuch 56/57 (1930/31), S. 163–179. Vgl. Peter Pieper: Die Weserrunen im Lichte neuer Untersuchungen. Dem Andenken an Agathe Lasch gewidmet. In: Niederdeutsches Jahrbuch 111 (1988), S. 9–30.

<sup>32</sup> Agathe Lasch: Die altsächsischen Psalmenfragmente. In: Niederdeutsche Studien. Festschrift für Conrad Borchling. Zum 20. März 1932 dargebracht von Freunden und Mitarbeitern und

dem Verleger. Neumünster 1932, S. 229–272; dies.: Das altsächsische Taufgelöbniß. In: Neuphilologische Mitteilungen 36 (1935), S. 92–133; dies.: Palatales k im Altniederdeutschen. In: Neuphilologische Mitteilungen 40 (1939), S. 241–318 und 387–423.

<sup>33</sup> Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 95.

<sup>34</sup> Vgl. Peters/Sodmann (wie Anm. 19), S. X–XII, mit Aufzählung der einzelnen Lehrveranstaltungen.

<sup>35</sup> Martta Jaatinen: Professor Dr. Agathe Lasch zum Gedächtnis. In: Neuphilologische Mitteilungen 48 (1947), S. 130–141, hier S. 132.

<sup>36</sup> Vgl. dazu auch Mirko Nottscheid: Die Germanistin und Niederlandistin Annemarie Hübner (1908–1996). In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 109–168.

<sup>37</sup> Jaatinen (wie Anm. 35), S. 132f.

<sup>38</sup> Vgl. Conrad Borchling: Agathe Lasch zum Gedächtnis. In: Niederdeutsche Mitteilungen 2 (1946), S. 7–20, hier S. 8, und Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 94.

<sup>39</sup> Universität Hamburg, Institut für Germanistik I, Hamburgisches Wörterbucharchiv, Agathe Lasch an die Hochschulbehörde Hamburg, 20.2.1929, S. 4.

<sup>40</sup> Vgl. dazu Ingrid Schröder: „Mit besonderer Rücksicht des Niederdeutschen und des Niederländischen“. Conrad Borchling und der Ausbau des Deutschen Seminars. In: Richter/Nottscheid (wie Anm. 1), S. 65–80, bes. S. 70.

<sup>41</sup> Agathe Lasch an die Hochschulbehörde Hamburg, 20.2.1929 (wie Anm. 39), S. 9f.

<sup>42</sup> Universität Hamburg, Institut für Germanistik I, Hamburgisches Wörterbucharchiv, Conrad Borchling an die Hochschulbehörde, 27.6.1921.

<sup>43</sup> Universität Hamburg, Institut für Germanistik I, Hamburgisches Wörterbucharchiv, Agathe Lasch an Hans Teske, 19.10.1934.

<sup>44</sup> Agathe Lasch: Unser Hamburger Wörterbuch. In: Mitteilungen aus dem Quickborn 27 (1933/34), S. 15–17.

<sup>45</sup> Agathe Lasch: Das Wörterbuch der Hamburger niederdeutschen Sprache. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 36 (1917), S. 33f., hier S. 34. Zum Wörterbuchprojekt allgemein vgl. auch Agathe Lasch: Das Hamburger Wörterbuch. In: Quickborn 11 (1917), S. 46–49.

<sup>46</sup> Lasch: Wörterbuch (wie Anm. 44), S. 16.

<sup>47</sup> Hamburgisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten von Christoph Walther und Agathe Lasch hg. von Hans Kuhn und Ulrich Pretzel, fortgeführt von Jürgen Meier und Dieter Möhn. Bd. 1–5. Neumünster 1985–2006. Die erste Lieferung erschien 1956.

<sup>48</sup> Conrad Borchling/Agathe Lasch: Vorwort. In: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Begründet von Agathe Lasch und Conrad Borchling, fortgeführt von Gerhard Cordes. Hg. von Dieter Möhn. Bd. 1ff. Neumünster 1956ff. Agathe Lasch verfasste die Artikelstrecken a-extract; ga-heger.

<sup>49</sup> Borchling/Lasch (wie Anm. 48).

<sup>50</sup> Vgl. Kaiser: Lasch (wie Anm. 1), S. 52; zur Geschichte des Germanischen Seminars im Nationalsozialismus vgl. v.a. Wolfgang Bachofer/Wolfgang Beck: Deutsche und Niederdeutsche Philologie. Das Germanische Seminar zwischen 1933 und 1945. In: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Teile. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 2, S. 641–703.

<sup>51</sup> Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 100.

<sup>52</sup> Vgl. dazu insbesondere Christine M. Kaiser: Zwischen „Hoffen“ und „Verzagen“. Die Emigrationsbemühungen Agathe Laschs. Ein Werkstattbericht. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 11–46, die detailliert die archivalischen Zeugnisse zusammengestellt und ausgewertet hat.

<sup>53</sup> Vgl. Kaiser: Kraft (wie Anm. 1), S. 102f.

<sup>54</sup> Vgl. Lund University Library, Saml. Rooth, Erik G. T., Agathe Lasch an Erik Rooth, undatiert [1938].

<sup>55</sup> Die Gutachten der Universität Tartu sind in Übersetzung publiziert von Sabine Jordan: Agathe Lasch und der Lehrstuhl für Germanistik an der Universität Dorpat. Ein biographischer Mosaikstein. In: *westfeles vnde sassesch*. Festgabe für Robert Peters zum 60. Geburtstag. Hg. von Robert Damme und Norbert Nagel. Bielefeld 2004, S. 415–428.

<sup>56</sup> StA HH, 361–6 HW-DPA, IV 596, Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Rektor der Universität in Hamburg, 21.2.1939.

<sup>57</sup> StA HH, 361–6 HW-DPA, IV 596, Conrad Borchling an den Dekan der Philosophischen Fakultät, Fritz Jäger, 24.2.1939 (Abschrift).

<sup>58</sup> Agathe Lasch an Erich Nörrenberg, 21.4.1939, abgedruckt in: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 75 (1968), S. 52f., hier S. 53.

<sup>59</sup> Vgl. Kaiser: Lasch (wie Anm. 1), S. 74; dies.: Kraft (wie Anm. 1), S. 104.

<sup>60</sup> StA HH, 361–6 HW-DPA, I 96, Conrad Borchling an die Staatsverwaltung, Hochschulwesen, 12.1.1942 (Abschrift).

<sup>61</sup> Lund University Library, Saml. Rooth, Erik G. T., Agathe Lasch an Erik Rooth, 15.4.1942.

<sup>62</sup> Vgl. Matthias Harbeck/Sonja Kobold: Die Rekonstruktion einer Forscherbibliothek. Reste der Privatbibliothek Agathe Laschs an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 89–108, bes. S. 97f.

<sup>63</sup> Jaatinen (wie Anm. 35), S. 136.

<sup>64</sup> Möhn: Geschichte (wie Anm. 19), S. 25.

<sup>65</sup> Dieter Möhn: Der Agathe-Lasch-Preis. Memorial und Verpflichtung. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 189–203.

<sup>66</sup> Vgl. dazu Moritz Terfloth: „Wer oder was ist bzw. war ‚Lasch‘?“ Zur Benennung des Agathe-Lasch-Wegs in Hamburg. In: Nottscheid/Kaiser/Stuhlmann (wie Anm. 1), S. 169–188.